

Die Stiefmutter.

Von Loni Schumacher.

Seht euch dieses Wort einmal an — nicht es nicht, gedruckt oder geschrieben, einem ordentlich in die Augen, erzeugt es nicht ein unangenehmes, unheimliches Gefühl im Herzen? Mir wenigstens erging es immer so von der frühesten Kindheit an, als ich zum erstenmal von bösen Stiefmüttern in Schneewittchen und im Märchen von dem Nachbarnboom las, bis in späteren Zeiten, wo ich da und dort die Mängel einer Stiefmuttererziehung mit eigenen Augen sah und wohl auch, mit noch jugendlich untreifen Ansichten, verurtheilte und die „armen Kinder“ in Schuß nahm! Woher es nur kommen mag, daß sich ein solches Mißtrauen in Bausch und Bogen so festsetzen kann, und daß wir erst vieler Lebenserfahrung und innerer Abklärung bedürfen, um uns von solchem Vorurtheil frei zu machen und nicht mehr zu generalisiren! Ist es das gewisse natürliche Gefühl in uns, von der Unerfahrenheit einer Mutter, ist es das instinttive Wissen der großen, so sehr großen Schwierigkeiten, die so oft zu überwinden sind, — ich weiß es nicht! Ich weiß nur, daß, wie oben gesagt, das Wort an und für sich uns unangenehm berührt, daß es aber eine große, weitverbreitete Anzahl von Vertreterinnen dieses Wortes giebt, deren Leben und Wirken dieses Gefühl in uns Lügen straft. — Stiefmütter aller Arten, die fröhliche und geliebte Lieberwinderinnen der schwierigsten Verhältnisse wurden!

„Leicht war's am Anfang, weiß Gott, nicht,“ sagte mir kürzlich eine junge zweite Mutter. Sie gehörte eben zu denen, die fröhlichen Mütter die neuen Pflichten übernommen und sich gefast hatte. Es war ihr gelungen, die Liebe ihres angetretenen Töchterchens in solchem Grade zu erwerben, daß dessen kleine Freundin in der Schule ganz traurig sagte: „Ach was, wenn ich nur auch eine Stiefmutter hätte!“ Wir besprachen diese nette Geschichte lachend zusammen.

„Ja, Gott Lob und Dank, daß es nun so weit ist,“ sagte die junge Frau mit Bewegung. „Aber ich weiß nicht, ob ich noch einmal den Muth hätte, das durchzumachen, was mir von meiner Brautzeit an alles begegnet!“

„Sie wissen, ich war Erzieherin, hatte Kinder lieb und schmechte mich nach einem Heim. Meinen Gatten hatte ich als tüchtigen, erfindlichen Mann kennen lernen, da dünkte es mir nicht so schwer, den Entschluß zu fassen, und ich sagte vertrauensvoll und freudig zu. Er edelte mit auch die Wege, wo er konnte. Es gelang mir, seine Zuneigung zu erwerben, und das war die Hauptsache. Aber ich hatte nicht an die alten Dienstboten im Hause, nicht an die Verwandten der ersten Frau, nicht an das Mißtrauen gedacht, was man meinem Lehrentenberuf entgegenbrachte. Natürlich, da hast ja nie einen Haushalt geführt,“ hieß es sofort, wie ich am Anfang noch Lehrgeld zahlen mußte.

„Ich hatte gehofft, du würdest mehr Mitleid für die bisherige Ordnung haben,“ so hieß es, wenn ich mir erlaubte, eine kleine Aenderung zu treffen. In Küche und Hauswesen bei den übernommenen, treuen alten Dienstboten war die stehende Lebensart: „So war's bei der seligen Frau,“ und sie legten damit jeder kleinsten Neuerung eine Schranke. Was ich aber mit den Kindern durchmachte, die mir zuerst mit großer Liebe entgegenkamen, dann aber verschüchtert und verhehrt wurden bei der bald nöthig werdenden Strenge in der Erziehung, das will ich nicht ausmalen. Ich erinnere mich nur, daß ich das Wort Stiefmutter nicht nur auf allen Gesichtern las, sondern auch überall herausfuchte, und daß ich es selbst da und dort direkt zu hören bekam.

„Ein lieber alter Verwandter hatte mit zu meiner Hochzeit ein Gedicht gemacht, auf meine neuen Pflichten anspielend, und es schloß jedesmal mit dem Ende: Drum, liebe Frau, um was ich bitt', bringe Sie ein Herz voll Liebe und Mitleid!“

„Dieser beste aller Rathschläge und das wachsende, unbereite Mißtrauen meines Mannes halten mich nach und nach die Schwierigkeiten überwinden, und jetzt, Gottlob, kann ich ja, nach dem Ausdruck meines Töchterchens, fast froh und stolz sein, eine „Stiefmutter“ zu heißen,“ schloß die junge Frau, halb lachend, halb mit Thränen in den Augen, indem sie liebreich dem Kinde, das nun kam, um die Mutter zu holen, mit der Hand über den blonden Kockentopf strich.

„Ja, es sind viele Personen und vielerlei Umstände, die dem wichtigsten, gesegneten Wollen einer zweiten Mutter hemmend im Wege stehen können.“

Da ist eine Lücke entstanden, die größte, die es im Familienkreise geben kann! Die Gattin, die Mutter ist fortgegangen für immer, und mit ihr in den meisten Fällen der leidende, ordnende Geist, das Wesen, an das sich zu wenden alle gewöhnt waren, das edelte und ausalich und dessen Wort galt. Es war ihr Gatte, den sie gewählt, ihre Kinder, die sie geboren hatte, ihr Heim, in das sie hineingewachsen war!

Nam kommt der Tod und zerstreut all diese Fäden, und führung- und haltlos stehen meist in den ersten Tagen die Betroffenen da, und neben dem brennenden Schmerz und Vermiffen wird das Herz des Wittwers gemäß dem dem Gedanken: Wie soll's werden, wie kann es weitergehen, — wo schaffst wieder einigermaßen Ordnung! Wo ältere Kinder, besonders Töchter vorhan-

den sind, werden diese all' ihre Kräfte anstrengen, um in der Mutter Sinn das Hauswesen weiterzuführen, und sie übernehmen auch meist mit großer Energie im Anfang die Fürsorge für die kleineren Geschwister.

In anderen Fällen opfert sich eine Großmutter, eine Schwester oder eine Tante auf und nimmt sich der Verwaisten an. Ist geben solche Frauen in weltlicher Selbstüberwindung ihr bebagliches Heim auf, doch kann es auch sein, daß sich ihnen eine willkommene Stätte des Wirkens oder ein Asyl durch diese Umstände bietet. Wieder in anderen Verhältnissen riskirt es der Wittwer und räumt den selbsterregten, erprobten Dienstboten mehr Rechte ein und wagt es, mit ihnen weiter zu wirthschaften.

Im Anfange, nach der Krankheitszeit, nach dem Trubel des Begräbnisses wird wohl unter all diesen Umständen eine gewisse Ruhe eintreten, und die Betroffenen werden ihr möglichstes dazu thun. Besonders sind es die Kinder, die sich meist überraschend schnell an die neue Umgebung gewöhnen, und oft, in fast weithühender Weise, sich nur selten mehr der „lieben Mama“ erinnern. Es wird auch von allen Seiten alles gethan, um sie bei guter Laune zu erhalten, schon dem tiefgebeugten Papa gegenüber. Sie haben es jetzt in gewissem Sinne besser als vorher. Was möglich ist, wird ihnen gewährt, Schelte und Strafe giebt es fast nicht mehr, und jedermann, auch von der weiteren Umgebung, bemüht sich, den „armen Tröpschen, die ihre Mutter verloren haben“, nur Liebes und Gutes zu erweisen. Die Großmama, die Tante, die alte Magd, denen ihr Amt wirklich oft schwer fällt, finden Erholung und Erfrischung bei den Kindern, und sie hängen ihr mehr oder minder liebebedürftiges Herz an diese. Ist es doch manchmal recht schwierig, mit dem „Bater“, mit dem „Herrn“, der oft so verfunten dasist, der kaum antwortet, wenn man ihn fragt, und der sich meistens in seine Arbeit, in seinen Beruf vergräbt.

Auch für ihn sind die Kinder die einzige Erheiterung, für ihn, der so qualvoll den treuen Mith, die liebevolle Hand, das Verstehen seiner Eigenart bemüht, dem der leere Stuhl am Tisch noch fast unerträglich dünkt. Aber der Vater ist's auch, der zuerst herausfucht, daß die Kinder nicht mehr sind wie einst! Er kann nicht sagen, in was es liegt. Sie haben früher auch manchmal nicht gefehlt, aber der ganze Ton war nicht so widerfänglich. Er hatte sich sonst wohl auch über ihre Launen, über Unbeschäftigsein, über weinerliches Wesen geärgert, jetzt aber reizt es ihn, und er wird festig. Die Kinder haben etwas so Weichliches bekommen, sind das Gegenstück von starr, und auch ihre Kleidung ist nicht mehr so zierlich wie damals, vielleicht allwäterlich, vielleicht nicht ganz ordentlich. Da reizt ihm die Geduld, und es giebt Szenen! Es hat deren auch früher gegeben, aber die Liebe gleich bald alles wieder aus. Nun sieht er gekränkte oder unglückliche oder beleidigte Gesichter, es giebt wohl auch Wechsel im Hause, er ist trantnast empfindlich, die Wirtschafts-Sorgen kommen dazwischen, jeder will es recht machen, aber man versteht sich nicht, und das Unbehagen wird nach und nach unerträglich. — Da entsteht langsam, aber berechtigt in dem Herzen des Wittwers die Erwägung der Frauen: „Rann ich, soll ich, will ich wieder heirathen?“

Und nun, nach mehr oder weniger inneren Kämpfen, nach längerer oder längerer Zeit ist diese Frage gelöst. Die Wahl ist getroffen, und es bleibt nun noch die schwere Aufgabe, die veränderte Sachlage den dabei Beteiligten mitzutheilen.

Meist haben sie es schon lange „geahnt“, oft haben sie es mit Bangen „gefühlt“, — wohl ihnen, wenn sie es aus warmem Herzen für ihren Verwandten oder Herrn „gewünscht“ hatten!

Ihr lieben Menschen, die in einer solchen Lage sich befinden, ich lasse euch eure verschiedenartigen Gefühle, und ich gebe euch zu, daß die Aenderung für euch und das euch liebgeordnete Hauswesen bitter sein mag. Aber ich bitte euch herzlich, macht's den Beteiligten nicht schwer und stellt euer Gesicht zurück. Es mag euch diese Aenderung notwendig dünken oder nicht, — die neue Frau ist nicht die alte. Sie hat selbstverständlich ihre eigene Art, ihre Gewohnheiten, ihre Ansichten und ihre Pläne! Stellt euch denselben doch von Anfang an nicht gegenüber, bloß weil es nicht die seitherigen sind. Empfange sie doch vor allem mit Vertrauen und ohne Vorurtheil! Laßt ihr Zeit, sich einzugewöhnen, und vor Allem, um Gottes willen, nehm die Kinder nicht gegen sie ein! Die Wächerbücher, die Freunde in der Schule, die Nachbarschaft sorgen schon von selbst, daß in die Kinderherzen und -Ohren da und dort das Stachelwort von einer „bösen Stiefmutter“ gefallen ist. Wie manchmal kam es schon vor, daß wenn der Vater in liebevoller, schonendster Weise den Kindern von der neuen Mama sprach, wenn diese mit Aufgebot all ihres treuen Willens sich ihnen näherte, daß in der Küche oder einer Hinterstube, aber gar in der Wohnung der nächsten Verwandten alles wieder durch ein paar aufstehende oder bedauernde oder jammernde Worte zu nichte gemacht wurde!

Wie schwer fällt der Umschwung natürlich den Eltern und Angehörigen der ersten Frau. Dessen mühte die zweite stets eingedenk bleiben und nicht zu empfindlich sein.

„Ich kann es fast nicht ertragen, an der Stelle meines Kindes eine andere wahlen zu sehen, in ihren Räumen und Sachen! Das, was wir erprobt hatten, verlorst sie, und die Kleinen werden nun in ganz anderem Sinne erzogen“, klagte mir einst eine Großmutter unter vielen Thränen, und ich mußte sagen, ich hatte in nichts Mitleiden mit ihr. — Ich habe vorher in den zweiten Müttern das Recht ihrer vollen Eigenart anerkannt, aber ich möchte daneben doch eine jede von ihnen bitten, — nehm möglichst Rücksicht auf das, was vor euch aufgebaut war in dem Hause, in das ihr eintrittet, besonders am Anfang. Meist nicht alles ein, ehe ihr Einsicht und Ueberstcht habt, ob ihr es besser machen könnt, und verhehrt euch doch recht in die Gefühle aller Beteiligten hinein.

Es giebt so gar verschiedene Verhältnisse dieser Art, daß es schwer ist, im allgemeinen Regeln aufzustellen, aber: „Drum, liebe Frau, um was ich bitt', — bringe Sie ein Herz voll Liebe mit!“ gilt auch hier! — Liebe und zartes Empfinden!

Besondere Schwierigkeiten giebt es oft, wenn schon ältere Kinder vorhanden sind; Kinder, welche, wie ich oben sagte, vielleicht schon beinahe fertig in der Erziehung und in ihren Ansichten sind, oder Töchter, welche sich ehrlieh bemüht hatten, dem Vater und den Geschwistern den Verlust zu ersetzen! Da ist es keine kleine Sache, sich einer Fremden plöglich unterordnen zu lassen und vor allem, sich mit ihr in die Liebe des Waters zu theilen. Solche halb-erwachsenen Kinder hängen oft noch mit der innigsten schwärmerischen Liebe und Sehnsucht an der todtten Mutter, und es bäumt sich alles in ihnen auf, daß sie einer andern dieselben Rechte geben sollen. In solchem Falle habe doch große Geduld, — es sind nicht die Unbesten, die derart empfinden!

Ich würde jeder Stiefmutter von älteren Kindern rathen: verlange vor allem nicht gleich den Namen Mutter. — Nähere dich ihnen nicht zu frühlich, nicht zu viel verlangend. Sprich mit ihnen die ersten Male als freundliche, verständige ältere Freundin. Sag ihnen, daß du sehr auf ihre Gefühle vertheilst, daß es dir leid thäte, wenn sie weniger tief empfinden, laß sie durchfühlen, daß du deinen neuen Beruf schwer nimmst, und bitte sie direkt um ihre Mithilfe.

„Ich kann von euch nicht verlangen, daß ihr mich schon lieb habt, aber wir leiden lieben den Vater, der so viel durchgemacht, und wir möchten es ihm gut und behaglich machen, nicht wahr?“ Oder: „Behaltet vor allem eure Mutter lieb, sie hat das Recht dazu, — aber mir schenkt ein bißchen Vertrauen,“ — solche und ähnliche Sätze mit Herzenswärme und Ernst angedracht, versehen gewiß nicht ihre Wirkung. So denkende und handelnde Stiefmütter werden auch das Tactgefühl haben, daß sie die älteren Kinder nicht zu Feinden ihrer Paktlichkeit dem Gatten gegenüber machen.

Mit nicht fast das Herz vor Wuth und Schmerz, wenn ich die „Neue“ mit Vater im Nebenzimmer schlafen und lachen höre,“ sagte mir einst eine erwachsene Tochter voll Bitterkeit, und der Mangel an Takt bei dieser sonst ganz gutartigen zweiten Mutter trieb die Tochter aus dem Hause.

Querst seine Rücksicht für das Bestehende, dann erst langsam, taktvolles Aehren dessen, was geändert werden muß, das ist wohl die beste Taktik für eine zweite Frau, auch den alten Dienstboten und kleinen Kindern gegenüber.

Es mag ja wohl besser sein, einen ganz neuen Boden im Hauswesen zu gründen, aber in diesen Fällen ist Durchgreifen oft so wehrthun. — Die alten Mägde freilich, die können der neuen Frau das Leben sehrbahr schwer machen mit ihrem: „So ist's eben seither gewesen,“ aber doch ist solch alte treue Seele ein wahrer Schatz für ein Haus, und ich thäte es jeder zweiten Frau rathen: Probiret es einmal vorher, ehe du gleich änderst. Sprich mit ihr eingehend und gründlich, bevor du ins Haus trittst. Sag auch ihr, daß du ihre Treue und Anhänglichkeit für die Verstorbene schätze, daß du ihr dankbar seiest, wenn sie dir mittheilt, wie der Herr es seither gewöhnt gewesen, und daß du so froh seiest über ihre Liebe für die Kinder. In diesem Punkte aber sage ihr auch gleich bestimmt und genau, daß die Erziehung der Kinder du nun selber in die Hand nehmen wollest, weil „der Herr es so wünsche“, und daß du sie bittest, dir auch hierinbeizustehen, daß die Kinder recht brav und solfasm würden. „Da zu müssen sie mich aber lieb bekommen“, kannst du lachend beifügen, und die alte Marie darf nicht eiferfüchtig werden und ihnen den Kopf halten, wenn ich Strafen für nöthig finde, — eine Stiefmutter muß doppelt treu sein, liebe Marie!“ — Hat diese Frau und Verstand, so wird es gehen, hat sie's nicht und zieht die Kinder noch immer an sich, oder bedauert sie, wenn sie's nicht, dann probiret!

Nun aber über die Behandlung der Kinder selbst — der Fremden, und wenn dazu kommen, der eigenen! Eine Stiefmutter, und das ist das Schwierige, ist lange nicht so frei in der Erziehung wie eine eigene. Diese handelt nach bestem Ermessen, jene wird, wenn sie Herz und Gemüth hat, sich in erster Linie als Stellvertreterin

der Mutter der Kinder ansehen, der lieben Mama im Himmel, die sich freut, wenn die Kinder solfasm sind, die trauert, wenn sie den lieben Vater betrüben. — Eine zweite Frau kann und darf, meiner Ansicht nach, allemal in die Art des Hauses eines andern Anstrich und Geist bringen, sie muß aber, wenn nicht dringende Gegenstände vorliegen, die Kinder im Sinne ihrer rechten Mutter zu erziehen suchen. Darin, dünkt mir, bleibt sie nur Bewahlerin eines anvertrauten Gutes, über das sie einst einer andern Treuepflicht abzulegen hat. Selbstverständlich gilt dieser Satz nur, wenn die Verstorbene wirklich edel und gut war und sich ihre Prinzipien ausführen lassen! — Die zweite Mutter wird mit diesem Grundfasse auch am meisten der Familie der Verstorbenen wehthun und sich mit ihr auf einen guten Fuß stellen. Die größte Probe für alle Beteiligten ist wohl aber die, wenn ein neues Kind kommt.

„Ein eigenes, mir ganz geheiligtes, mit meinen Hagen, meiner Art, von meinem Fleisich und meiner Sippe, — Gott verzeih mir's, aber das ist doch ganz etwas Verschiedenes als die andern, die ich ja auch lieb habe! Wie wird's nur in Zukunft zusammen gehen?“

„Gott Lob und Dank, ein eigenes zu haben! Jetzt erst weiß ich, was Mutterliebe ist, vorher hab' ich's ja nur geahnt! Jetzt erst lehrst mich das Kleine, den andern ihr volles Recht zu geben!“

Diese zwei Aussprüche habe ich von zwei verschiedenen Stiefmüttern gehört, und dementsprechend mögen sie nachher gehandelt haben! Das eine Fleisch und Blut wird ja wohl immer das liebere bleiben, aber daß niemand dies zu fühlen bekommt, daß neben der äußeren Fürsorge warme Liebe für alle walte, daß sämtliche Kinder vollständig gleich und gerecht behandelt werden, das ist der Bräustein, ob eine Frau wirkliche Mutterrechte sich erwerben hat, oder etwa eine „Stiefmutter“ ist mit dem leidigen, widerfälligen Beispielschma!

Und nun noch etwas, nicht für die Stiefmütter, sondern für die zweite Frau! Schätze und ehre ihn und sein von Herzen froh darüber, wenn dein Mann noch viel von der ersten Frau spricht, selbst wenn er ihr noch nachtrauert, und du fühlst nicht, daß sie die erste Stelle in seinem Herzen einnimmt und vielleicht auch behalten wird! Sei hier nicht eiferfüchtig, sondern billig und weitwendend, — solch Treue der Geminnung kommt auch dir zu gute! Wollte nicht das verklärte Bild aus seinem Herzen verdrängen, sondern nimm pietätvoll an dem, was er durchgemacht und was ihm einst theuer war, Antheil! Laß dir — um eurer Gemeinschaft und um der Kinder willen viel von der Vorgängerin erzählen, erhalte ihr Andenken im Hause aufrecht und vermeide dadurch die große Gefahr, — daß deines Mannes Herz ein Heiligthum birgt, zu dem du keinen Zutritt hast!

„Die Silberhochzeit.“

Der weitverbreitete Brauch, nach 25jähriger Ehe die sogenannte „silberne Hochzeit“ feilich zu begehen, besteht schon seit langer Zeit, und zwar leitet dieselbe seinen Ursprung von Frankreich her, wo er sich vom Ausgang des 10. Jahrhunderts an eingebürgert hat.

Es war kurz nach seiner Thronbesteigung, als Hugo Capet (geh. 996), der Stammvater des von 987 bis 1328 regierenden Königsgeeschlechts der Capetingen, auf einer großen Besichtigung in der Nähe von Paris eintrat, die er von einem Oheim ererbte hatte. Dort fand er einen Diener des Verstorbenen vor, einen weishäuerigen alten Junggesellen, der in Folge 25jähriger treuer Dienste als Familienmitglied betrachtet und behandelt worden war. Diejem gezeiten Bauern zur Seite hatte sich ebenso viele Jahre hindurch die alte Wirthschafterin des Gutes, die gleichfalls noch lebte war, in erfolgreicher Thätigkeit abgemüht.

Hugo Capet, ein menschenfreundlicher Herr, ließ bald nach seiner Ankunft die beiden alten Leute zu sich rufen. „Dein Verdienst“, sprach er, sich an die Wäuerin wendend, „ist groß, eben so groß als das dieses Mannes. Euch beiden soll daher der wehverbiente Lohn auch zu theil werden! Für eine Frau giebt es nun keinen höhern, als einen Gatten und eine Mithilfe. Diese letztere ist bereits vorhanden, denn diese Weierei gehört von heute ab dir. Wenn nun dieser Mann, der langjährige Genosse deiner treuen Arbeit, einwilligt, dich zu seiner Ehefrau zu machen, dann ist auch der Gatte gefunden!“

„Herr!“ erhob dann der alte Bauer seine Stimme, „wie sollten wir uns wohl noch verhalten, da wir beide doch schon Silberhochzeit haben!“ „Nun, so wird es eben eine Silberhochzeit sein!“ lachte freundlich der König. „Empfang hiermit von mir den Ehering!“

Der Mutter der Kinder ansehen, der lieben Mama im Himmel, die sich freut, wenn die Kinder solfasm sind, die trauert, wenn sie den lieben Vater betrüben. — Eine zweite Frau kann und darf, meiner Ansicht nach, allemal in die Art des Hauses eines andern Anstrich und Geist bringen, sie muß aber, wenn nicht dringende Gegenstände vorliegen, die Kinder im Sinne ihrer rechten Mutter zu erziehen suchen. Darin, dünkt mir, bleibt sie nur Bewahlerin eines anvertrauten Gutes, über das sie einst einer andern Treuepflicht abzulegen hat. Selbstverständlich gilt dieser Satz nur, wenn die Verstorbene wirklich edel und gut war und sich ihre Prinzipien ausführen lassen! — Die zweite Mutter wird mit diesem Grundfasse auch am meisten der Familie der Verstorbenen wehthun und sich mit ihr auf einen guten Fuß stellen. Die größte Probe für alle Beteiligten ist wohl aber die, wenn ein neues Kind kommt.

Scharf, aber richtig.

„Die gemäßigten Leute, die ich je auf Erdboden kannte, sind diese fanatischen Terrenzler.“ Dies waren die Worte, deren sich Richter White von Pittsburg, Pa., bediente, als er über einen Antrag sprach, die Klage des Michael Ward gegen die „Franciscan Bentilated Nite Proof Building Company“ niederzuschlagen. Der Kläger verlangte Schadenersatz für Verletzungen, die er erlitt, als er an einem Neubau beschäftigt war. Die belagte Gesellschaft hatte den Contract erhalten zum Legen von feuerfesten Fußböden in dem Gebäude. Der Kläger war von dem Vormann angestellt und als er auf dem 6. Fluß in den Herbststurz fiel, gab dieser nach und Ward stürzte mit demselben in die Tiefe, bei welcher Gelegenheit er sich klammern mußte. Der Elevator wurde benutzt, um Material nach den oberen Stockwerken zu befördern. Ward verfuhrte, die Verantwortlichkeit auf den Vormann zu wälzen, und einige Zeugen sagten aus, daß der Vormann hier und da trinke. Dies veranlaßte den Richter zu folgenden Bemerkungen: „Einige Leute gehen von der Ansicht aus, daß ein Mann, der einen guten Tropfen nicht verschmätzt, sich zu nichts eigne, und einige Fanatiker sagen, Niemand sollte gewisse Getränke zu sich nehmen. Derselbe erinnere ich mich einer Parabel des Erzfürers über zwei Männer, die in einen Tempel gingen um zu beten. Einer war einer der heuchlerischen Pharisäer, der sich dünkte, besser zu sein als die ganze Welt. Er dankte Gott, daß er nicht sei wie die armen Phöner, der anwesend war und der einfach betete: „Gott sei mit armen Sünder gnädig.“ Dessen Gebet hatte viel mehr Wirkung als das des heuchlerischen Pharisäers. Einige dieser fanatischen Temperenzler denken, daß ein Mann, der ein Glas geistlicher Getränke zu sich nimmt, zu nichts taugt, ein armer, verächtlicher Sünder sei. Die gemeinlichen Leute, die ich auf Erdboden kenne, sind diese fanatischen Temperenzler. Ich kenne einige Leute, die keine geistlichen Getränke zu sich nehmen, da sie dies für eine große Sünde erachten, und dennoch lügen sie und betriegen sie ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Einige Leute, die sie und da stützende, erfrischende Getränke zu sich nehmen, zähen zu unseren besten Bürgern, zu den besten Arbeitern, den ehrlichsten und zuverlässigsten Leuten; die hier gemachten Aussagen können die Geschworenen nicht berechtigen, zu entscheiden, daß dieser Unfall durch eine Unmündigkeit des Vormannes herbeigeführt wurde.“

Wieder ein Original weniger.

Einer der originellsten Politiker der Schweiz, der wegen seiner klaffischen Grobheit weit und breit bekannte und gefürchtete Dr. Simon Kaiser, ist dieser Tage in Maratto gestorben. Kaiser, der 1828 in Solothurn geboren, war im Jahre 1856 der Führer der Solothurner Revisionsbewegung. 1857—1858 vertrat er den Heimathanton im Nationalrath. Dann benannte ein Contract die politische Laufbahn des Mannes, den die Berner Hochschule wegen seiner bedeutenden historischen und volkswirtschaftlichen Schriften zum Ehrendoctor ernannt hatte. Kaiser's Verbleib war in der ganzen Schweiz beinahe sprichwörtlich geworden. Als Präsident des Nationalraths rief er einmal vom Präsidententische herab: „Herr X. hat seinen verrückten Antrag zurückgezogen, um ihn in vernünftiger Form wieder einzubringen.“ Dem Bundesrathe warf er im Nationalrathe einmal vor, er leide an „politischer Diarrhoe.“ Vom Präsidententische donnerte Kaiser einmal den Landesvätern, als eine Abstimmung resultatlos verlaufen war, die deren Worte zu: „Ich erlaube die Herren Cantonsräthe, die vorhin zu faul waren, die Hand zu erheben, bei der zweiten Abstimmung den Scherz zu lächeln.“ Obgleich vom Präsidententische herab geschah es, daß Kaiser den Landammann Weiger, als dieser sich allmählich mit einem Freunde unterhielt, mit der Bemerkung mißfiel: „Landammann heb' 's Maul zu!“ Von Kaiser stammte auch das einst im Unmuth über die unactiven Postforderungen der Bernischen Käsehändler geäußerte geflügelte Wort: „Seht doch einen Käse in's Schweizerkreuz!“

Ueber die Ausdehnung und Dauer des Weltalls.

Der Astronom Simon Newcomb hat gelegentlich der Eröffnung der Flower Sternwarte an der Universität von Pennsylvania einen Vortrag gehalten über die Probleme der Astronomie gehalten und dabei die Fragen über die Ausdehnung und Dauer des Weltalls berührt. Die Frage nach der Ausdehnung des Weltalls steht im Zusammenhang mit der Unteruchung der Entfernungen der Sterne. Copernicus behauptet, daß die Erde einer umer-messlichen Kreislauf um die Sonne beschreibe. Es häufen sich nun immer mehr die Beweise einer Möglichkeit,

daß die ununterbrochenen Kreise von immer kleineren Sternen, die uns das Fernrohr aufdeckt, nicht in immer größerer Entfernung stehen, sondern daß wir wirklich die Grenzen unseres Weltalls sehen. (Aber doch nur unsere!) Ist aber diese Frage bestimmbar? Bedenken wir doch, daß sich unser Sonnensystem und mit ihm die Erde seit Jahrtausenden gegen den Stern a Lyrae bewegt. Aber wann werden wir dort anlangen? Vielleicht in einer Million Jahren, sagt Newcomb, vielleicht in einer halben Million. Wir wissen das nicht genau, aber wenn die Naturgesetze sich nicht ändern, müssen wir einmal dorthin gelangen. Diese Bewegung wird in nicht zu ferner Zeit (?) ein Mittel liefern, einer Lösung des Problems von der Ausdehnung des Weltalls nahe zu kommen, denn diese Bewegung verursacht in uns das Gefühl, als schritten die Sterne in entgegengesetzter Richtung fort, und zwar um so schneller, je näher wir ihnen kommen. Wenn wir nun die Größe dieser Bewegung messen, können wir daraus auf die Entfernung der Sterne schließen. Eng verknüpft mit der Frage der Ausdehnung des Weltalls ist die andere betrefis seiner Dauer. Wann haben die Kräfte, die wir wirken anfangen, die die Himmelskörper in Bewegung halten, wann werden sie aufhören? Diese Frage gegenüber ist jede menschliche Spekulation nutzlos. Es giebt einen Stern (1830 Groombridge), der sich so schnell bewegt, daß er unsere Erde in zwei Minuten umkreisen und die Erde von der Erde zur Sonne in 5 Tagen zurücklegen würde. Wenn er jetzt dem Centrum unseres Systems nahe ist, so würde er dessen Grenze wahrscheinlich in einer Million Jahren erreichen. Welche Anzahl von Fragen drängt sich da dem menschlichen Denker auf! Aber wer kann auch nur eine einzige beantworten? Am Schluß seiner Vorlesung berührte Newcomb auch Flammarions Lieblingsproblem von der Bewohnbarkeit anderer Weltkörper. Newcomb giebt zu, daß die Erde nicht der einzige bewohnte Weltkörper ist, doch hebt er hervor, daß diese Frage keine Aufgabe für die heutige Astronomie bilde, und auch keine Aussicht vorhanden ist, derselben näher zu kommen. Zu Anfang der Spektroskopie gab man sich der Hoffnung hin, daß sich vielleicht Unterschiede in den Strahlen zeigen werden, je nachdem sie von lebender oder unlebender Materie herrißren, besonders erwartete man charakteristische Merkmale von jenen Lichtstrahlen, die durch Pflanzen reflektirt werden. Diese Erwartung hat sich aber nicht erfüllt. Der Astronom darf, so schließt Newcomb, seine Kräfte nicht an ausschließlichen Spekulationen verschwenden, die ihn zu keinen Resultaten führen können.

Auch ein Lebensretter.

Unter den Erinnerungen des in den sechziger Jahren verstorbenen spanischen Obersten H. findet sich unter anderem folgendes Gespräch aufgeschrieben, welches er mit einem ihm befreundeten Major führte: „Im Jahre 1843 war ich Flügeladjutant des Regenten Espartero und wurde nach seinem Sturze durch die gemäßigten Partei unter der Besoldigung des Hochverraths verhaftet. Bald folgte meine Verurtheilung und ich sollte am nächsten Morgen erschossen werden.“

„Glücklicherweise“, fiel mir hier mein Freund ins Wort, „hätten Sie Verwandte oder Freunde, welche bei der jungen Königin ihre Begnadigung erwirkten?“

„In der That, ein Greis wartete so lange, bis Isabella die Zweite den Baschk von Adesono verließ, und flehte die Königin zu meinem Gunsten an.“

„Und dieser Greis“, rief dann der Anwesende etwas lebhaft, „war ohne Zweifel Ihre verehrungswürdige Herr Vater?“

„Reineswegs, mein lieber Major“, antwortete H. lachend, „es war ein alter Wucherer, dem ich zehntausend Realen schuldig war.“

Ein Wortspiel.

Herr Thielen, der streng blinde preussische Eisenbahn-Minister, hat es sich in der Sitzung der Politischen Gesellschaft gefallen lassen müssen, daß Freih. Trendel, der Direktor der Aachen-Gesellschaft, die Aktien-Gesellschaft Bunte & Co., einen recht niedlichen Scherz mit seinem Namen gemacht. Trendel äußerte: Hervorragend werde die Verwendung des Aachen zur Beleuchtung der Eisenbahnstationen, denn der Minister A. C. Thielen (A—c—thlen) wollte es auf sämtlichen Staats-Eisenbahnen einführen.

— Abewint. Bettler: „Haben Sie nicht, det id feul bin, id habe mich schon seit Jahren nach Arbeit umgesehen.“ — Herr: „Na, ich kann Ihnen eine Menge geben. Sie können, so gleich.“ — Bettler: „Ne, id danke! Ich sagte, id hätte mir nach Arbeit umgesehen. Jetzt wo id ihr selbsten da habe, is meine Bettler befriedigt. Adje!“

— Der vom Stadtsenat besetzte Sachse. A.: „Ich hab' Se ganz die-herträchtigen Stadtschuppen!“ — B.: „Da will ich Sie e deies Mittel aufschreiben, das müssen Sie dähnen; ich hatte beilich auch so'n Stochschuppen, da hab' ich das Mittel gedemmt und den dächsten Daq daderlich wer der Stadtschuppen wa. Seitdem is mir zu Muth, als hadde ich ene dabelde Dafe!“